



Konrad
Adenauer
Stiftung

LITERATURPREIS 2008 RALF ROTHMANN

DOKUMENTATION DER VERLEIHUNG DES LITERATUR-
PREISES DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG E.V.
WEIMAR, 18. MAI 2008

GÜNTHER RÜTHER (HRSG.)

ISBN 978-3-940955-26-5



INHALT

- 5 | BEGRÜSSUNG
Bernhard Vogel
- 11 | ANSPRACHE
Dieter Althaus
- 15 | LAUDATIO AUF RALF ROTHMANN
Matthias Hartmann
- 19 | „WER FLÜSTERT, LÜGT.“
LAUDATIO AUF RALF ROTHMANN
Thomas Oberender
- 29 | „KLEINE KNOCHENFLÖTE“
DANKREDE
Ralf Rothmann
- 37 | PROGRAMM DER FEIERSTUNDE
- 39 | BILDLICHE IMPRESSIONEN
- 42 | TEXT DER VERLEIHUNGSURKUNDE
- 44 | ZEITTAFEL – RALF ROTHMANN
- 47 | AUTOREN
- 51 | JUROREN
- 54 | DOKUMENTATIONEN DER LITERATURPREISE
1993-2007

*Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch
elektronische Systeme.*

© 2008, Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Sankt Augustin/Berlin

*Die Beiträge sind in der von den Autoren gewählten Rechtschreibung
abgedruckt.*

Redaktion: Michael Braun.

Umschlagfotos und Fotos im Textteil: Maik Schuck.

Gestaltung: SWITSCH Kommunikationsdesign, Köln.

Druck: Druckerei Franz Paffenholz GmbH, Bornheim.

Printed in Germany.

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Bundesrepublik Deutschland.

ISBN 978-3-940955-26-5

BEGRÜSSUNG

Bernhard Vogel

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ihnen allen ein herzliches Willkommen zur Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung, in diesem Jahr zum 16. Mal. Einmal mehr macht die Konrad-Adenauer-Stiftung, wie eine Romanfigur unseres neuen Preisträgers ohne all zu viel Respekt formulieren würde, „in Kultur“. Unbeschadet davon, was wohl der Dichturfürst Goethe zu dieser volksnahen Ausdrucksweise gesagt hätte, sind wir der Ansicht, dass auch eine handfeste Alltagssprache Literatur hervorbringen kann, die so preiswürdig ist, dass ihr Autor selbst in Weimar – noch dazu im Musikgymnasium Schloss Belvedere begleitet von Mozartscher Kammermusik – ausgezeichnet werden darf.

Zu danken ist den Abiturientinnen und Abiturienten des Musikgymnasiums, die – obschon die letzten Klausuren gerade erst geschrieben sind – für die musikalische Eröffnung gesorgt haben: Dank an Peter Müseler (Horn), Ute Klemm (Violine), Johanna Weise (Viola), Wolf Attula (Viola), Valentin Preuß (Violoncello) und schon im voraus an Andreas Maaß (Klavier).

Mozart, Goethe, Mann treffen Rothmann. Weimar trifft Oberhausen. Berührungsgängste haben wir keine. Uns be-

wegt die Frage, was Schriftsteller heute zur „humanen Aufgabe“ (Thomas Mann) der Literatur beizutragen haben.

Aus guten Gründen halten wir Abstand zu programmatischen Forderungen, wie sie einst beispielsweise ein Majakowski für die Dichtkunst aufgestellt hatte und wie sie – das freie Wort fürchtend – im sozialistischen Realismus missbraucht worden sind, um die Kultur der Ideologie dienstbar zu machen. Alltagsblinde Erzähler gesellschaftlicher Utopien und Ideologielieferanten gehören nicht zu unserer Klientel.

Die Konrad-Adenauer-Stiftung erlaubt sich – unter Verwendung eigener finanzieller Mittel – nur Autoren auszuzeichnen, die der Freiheit das Wort geben. Damit wollen wir einen sinnvollen Beitrag dazu leisten, dass Literatur bei aller zu beachtenden Autonomie nicht „historisch unwirksam, praktisch folgenlos“ (Gottfried Benn) bleibt.

„Wir wollen ernst genommen sein. Wir wollen wirken, und darum haben wir – ein Recht auf Strafe“, zitierte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 30. April 2008 Alfred Döblin, um ein Überhandnehmen von Preisverleihungen, vermeintlich „maßlose Literaturförderung“ und gezähmte Autoren zu kritisieren. Obschon der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung immerhin als „ansehnlich“ lobende Erwähnung findet, wage ich zu fragen: Gibt es nicht auch ein Recht auf Anerkennung – ohne „sich einlullen lassen“, wie es die *FAZ* mit Döblin befürchtete?

Das kulturelle Ereignis darf nicht im Vordergrund stehen. Der Preis darf nicht nur schmückendes Beiwerk sein. Sein inhaltliches Profil ist entscheidend. Dann besteht Hoffnung, dass sich auch ein ausgezeichnete Schriftsteller ungestraft ernst genommen fühlen kann.

Unterschätzen wir Schriftsteller nicht! Es wiege sich niemand in Sicherheit! Die Verleihung eines Literaturpreises bietet – bei einem solchen Anlass im November 2007 jedenfalls in Thüringen nachgewiesen – keine Gewähr gegen schriftstellerische Empörung.

Literatur bleibt auch im Verhältnis zum freiheitlichen Staat und zur freiheitlichen Gesellschaft eine „unversöhnte Geistesmacht“ (Heinrich Mann), die aber gerade deshalb mehr als nur geduldet zu werden verlangt. Sie kann Missstände und Fehlentwicklungen aufdecken, Diskussion und Wandel anregen, sie kann – ohne selbst unanfechtbar zu sein – einem

freiheitlichen Staat und einer freiheitlichen Gesellschaft humanen Wert und Orientierung verleihen.

Um einem von ihm besonders geschätzten und ihm landsmannschaftlich verbundenen Autor in diesem Sinne Anerkennung zu zollen, ist der Präsident des Deutschen Bundestags nach Weimar gekommen. Ich begrüße den stellvertretenden Vorsitzenden der Konrad-Adenauer-Stiftung, ich begrüße Norbert Lammert, eigentlich in Bochum zu Hause.

Das Zivilisatorische, das immer göltig Menschliche zählt im Angesicht der Klassikerstätten, aber auch von Buchenwald, viel in Weimar und Thüringen. Und weil das so ist, lassen es sich Thüringer Ministerpräsidenten nicht nehmen, an der Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung teilzunehmen und ein Grußwort zu sprechen. Vielen Dank, Dieter Althaus, dass Sie immer gekommen sind und heute wieder bei uns sind.

Die Jury ist seit dem letzten Jahr fast unverändert geblieben, was den Verdienst nicht schmälert, sondern besonderen Dank für bleibendes Engagement begründet. Was wäre unser Literaturpreis ohne die leitende Hand der langjährigen Juryvorsitzenden Frau Professor Dr. Birgit Lermen, ohne Dr. Sebastian Kleinschmidt, Chefredakteur der heuer ihr 60jähriges Bestehen feiernden Literaturzeitschrift *Sinn und Form*, ohne Professor Dr. Gerhard Lauer, den Literaturwissenschaftler der Universität Göttingen? Was wäre er ohne Christine Lieberknecht, nicht nur neuberufene Sozialministerin, sondern auch bewährtes Mitglied der Jury? Herzlich begrüße ich ein neues Mitglied: Ijoma Mangold von der *Süddeutschen Zeitung*.

Inzwischen wird die Reihe der Literaturpreisträger der Konrad-Adenauer-Stiftung lang, aber es lohnt sich dennoch, alle Namen zu nennen: Sarah Kirsch, Walter Kempowski (†), Hilde Domin (†), Günter de Bruyn, Thomas Hürlimann, Hartmut Lange, Burkhard Spinnen, Louis Begley, Norbert Gstrein, Adam Zagajewski, Patrick Roth, Herta Müller, Wulf Kirsten, Daniel Kehlmann, Petra Morsbach. Und ab heute Ralf Rothmann.

Die besondere Wertschätzung für unseren neuen Preisträger kommt diesmal nicht zuletzt dadurch zum Ausdruck, dass wir erstmals zwei bedeutende Laudatoren gewonnen haben: zum einen Matthias Hartmann, nach zahlreichen Engagements an deutschsprachigen Bühnen von Kiel bis Wien von 2000 bis 2005 Intendant am Schauspiel Bochum, heute Künst-

lerischer Direktor des Zürcher Schauspielhauses und ab 2009 Leiter des Wiener Burgtheaters. Mit Matthias Hartmann durch gemeinsame Engagements in Bochum und Zürich verbunden ist sodann Thomas Oberender – in Jena geboren, in Weimar Gymnasiast, Regisseur, Intendant, Dramatiker, Essayist und Publizist und noch dazu Dr. phil., 2004 tätig für die Ruhrtriennale und verantwortlich für eine Literaturreihe unter anderem mit Ralf Rothmann. Seit 2006 leitet er das Schauspielprogramm der Salzburger Festspiele. Sie und Ihre Beiträge sind uns herzlich willkommen!

Es gebe kein wichtigeres Thema für einen Schriftsteller, als sich „mit dem vollkommensten aller Kunstwerke, mit dem Bau einer wahren politischen Freiheit zu beschäftigen“, schrieb Friedrich Schiller 1794. Nur wenige Jahre später war es mit seiner ungetrübten Freiheits- und Fortschrittsgläubigkeit vorbei. „Wo öffnet [...] der Freiheit sich ein Zufluchtsort?“, fragte er 1801 im Angesicht von Umsturz, Revolution und Krieg.

Man kann, wie Schiller, Freiheit für eine zentrale und selbstverständliche Forderung halten, und doch zu der Erkenntnis gelangen, dass Freiheit nicht nur einen Wert und Anspruch beinhaltet, sondern auch existentielle Probleme aufwirft. Sie scheinen, glaubt man den Demoskopern, in Ost wie West – verständlicherweise deutlicher in Ost – gegenwärtig besonders ins Gewicht zu fallen.

In dieser Situation zeichnet die Konrad-Adenauer-Stiftung mit Ralf Rothmann einen Autor aus, dessen Werke nicht gerade von Optimismus überborden. Emphatische Freiheitsbekundungen sind seine Sache nicht. Skeptisch, stellenweise gar pessimistisch, jedenfalls entschieden unideologisch, misstrauisch ist seine Haltung. Gießt die Konrad-Adenauer-Stiftung noch Öl ins Feuer?

Ralf Rothmann schildert Armut, Ungerechtigkeit, Ohnmacht und Einsamkeit, bedrängte Menschen in bedrückenden Verhältnissen, kaputte und verzagende Existenzen. Er zeigt hemmungslosen Freiheitsdurst und maßlose Ego-Trips. Oft versuchen seine Helden aus ihren beengenden Milieus auszubrechen, haben aber Schwierigkeiten, sich festzulegen und zu binden – die freie Wahl, die Entscheidungsfreiheit ist ihre Qual.

Freiheit ist bei Ralf Rothmann kein Glücksversprechen. Sie verleiht einem Leben nicht von sich aus Erfüllung und Sinn. Es drohen sogar Scheitern,

Missbrauch und Sinnverlust. Und doch, im tiefen Bewusstsein aller Schwierigkeiten und Gefährdungen, ruft Rothmann zur Freiheit auf: „Wenn du dich für die Freiheit entschieden hast, kann Dir nichts passieren. Nie.“ Freiheit bleibt – trotz aller Anfechtungen – die Voraussetzung für ein sinnvolles Leben. Die Flucht aus der Freiheit zugunsten vermeintlicher Sicherheiten ist für Ralf Rothmann jedenfalls keine Option.

Einen gedemütigten Tierpfleger, der sich aus der Unterdrückung löst, lässt er sagen, „dass einem die Freiheit niemand geben kann. Dann wärs schon keine mehr.“ Das Wagnis der Freiheit muss – so schwer es auch fällt – jeder für sich bestehen. Doch sind die Figuren, die dieses Wagnis gegen alle Zweifel und Selbstzweifel eingehen, die aufbegehren aus geistiger und sozialer Enge, nicht allein. Sie haben einen Autor, sie haben Leser, die sie mit mitfühlender Sympathie begleiten.

Recht verstandene Freiheit ist, wo der Blick für Nöte des anderen nicht verloren geht. Und weil das so ist, ist Ralf Rothmann ein würdiger Preisträger 2008. Ihm gratuliere ich. Uns allen sei im wirklichen Leben tatkräftige Nachahmung anempfohlen. Dann gibt es die Chance, dass Freiheit gelingt. Herzlichen Glückwunsch, Ralf Rothmann!

ANSPRACHE

Dieter Althaus

Lieber Herr Rothmann,
lieber Herr Bundestagspräsident, lieber Professor Lammert,
liebe Frau Landtagspräsidentin,
liebe Frau Professor Schipanski,
liebe Kolleginnen und Kollegen sowohl aus dem Deutschen
Bundestag wie aus dem Thüringer Landtag und natürlich
auch aus dem Kabinett,
lieber Professor Bernhard Vogel,
liebe Frau Professor Lermen,
lieber Herr Hartmann, lieber Herr Oberender!

Es ist nicht nur eine Tradition seit 1993, sondern eine besondere Ehre, dass wir schon seit 1993 den Ort für die Literaturpreisverleihung der Konrad-Adenauer-Stiftung geben dürfen. Und wenn wir hier im Musikgymnasium Schloss Belvedere zusammen sind, dann wird sehr deutlich, dass nicht nur die Atmosphäre der Hochbegabten, die wir zu Beginn hören durften, einen besonderen Rahmen bietet, sondern das gesamte Ensemble von Weimar, vom Park bis hier nach Belvedere. Und deshalb bin ich dankbar dafür, dass die Konrad-Adenauer-Stiftung seit 1993 ununterbrochen diesen Ort wählt, um den Literaturpreis zu vergeben.

Sehr geehrter Herr Rothmann, die Liste der Auszeichnungen für Ihre Arbeit ist lang. Und heute kommt ein wichtiger

Preis, der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung, hinzu. Es gibt auch eine direkte Verbindung Ihres Werkes zu dem, was Konrad Adenauer bewegt hat. Ich zitiere aus einem Interview, das Konrad Adenauer mit Günter Gaus geführt hat: „Man muss die Dinge so tief sehen, dass sie einfach sind. Wenn man nur an der Oberfläche der Dinge bleibt, sind sie nicht einfach; aber wenn man in die Tiefe sieht, dann sieht man das Wirkliche, und das ist immer einfach. Ob das angenehm ist, das ist eine andere Frage.“

In Ihrem Fall, Herr Rothmann, ist es angenehm für uns als Leser, weil Sie, ganz entgegen Ihrem Naturell, heute nicht beiseite stehen und beobachten können, sondern vielmehr mittendrin, unter öffentlicher „Beobachtung“ stehen. Auch die Liste der Redner, der Laudatoren, macht dies deutlich. „Jeder will es besser wissen, und ich steh dazwischen und werd' verrückt vor Angst.“ So können wir in Ihrem Roman *Milch und Kohle* lesen. Ich will Ihnen Mut machen, danach dürfen und müssen Sie ja wieder schreiben. „Das Schreiben ist ein Glück für mich, eine Glücksmöglichkeit. Wie übrigens das Lesen auch. Und deswegen werde ich nie aufhören zu lesen und nie aufhören zu schreiben“, haben Sie in einem Interview mit der Ost-West-Wochenzeitung *Freitag* gesagt. Dort heißt es weiter: „Man will ja – pathetisch gesagt – die Welt verändern. Das ist ein ganz unpopulärer Ausdruck, aber man will die Welt besser machen. Um ein gutes Buch oder ein gutes Gedicht.“

Zugleich geht es auch darum, dass wir hier in Weimar und Thüringen die Veränderung der Welt erleben durften und mitgestalten konnten, dass wir Diskussion um Wandel angeregt und auch erreicht haben – und dies gerade in Auseinandersetzung mit den schwierigen Kapiteln unserer Erinnerung, die auf Weimar ein ganz besonderes Licht werfen. Jorge Semprún, der spanische Schriftsteller und Überlebende des KZ Buchenwald, hat von der für diese Stadt „unheimlichen Nähe zwischen Mord und moderner Barbarei und klassischer Kultur“ gesprochen.

Das trifft es, und das trifft auch unsere Verantwortung für die Erinnerung. Es kommt darauf an, eine besondere Verantwortung und ein besonderes Verständnis für die Geschichte zu entwickeln und weiterzugeben, wie wir es seit 1989/90 in besonderer Form hier in Thüringen und natürlich in Weimar erfahren haben. Ich bin sehr dankbar, dass wir diese Literaturpreisverleihung in diesem Jahr an Sie, lieber Herr Rothmann, hier in Weimar, hier im Schloss Belvedere begehen dürfen. Die Kultur der Erin-

nerung gehört zu unserem Weg seit 1989/90 – einem Weg in Freiheit, die nicht nur geschenkt, sondern vor allen Dingen erarbeitet worden ist. Die Erinnerung und die Verantwortung, die sich daraus ergibt, haben eine besondere Wegzeichnung vorbereitet. Ich darf Ihnen herzlich gratulieren zum heutigen Preis, darf Ihnen danken, dass Sie heute hier sind, und ich darf uns ein erfülltes Miteinander bei dieser Feierstunde wünschen.

LAUDATIO AUF RALF ROTHMANN

Matthias Hartmann

„Sie gebären rittlings über dem Grabe. Träumerisch legt der Totengräber die Zangen an. Einen Augenblick erglänzt der Tag. Dann wieder die Nacht.“ So lässt Beckett Pozzo in *Warten auf Godot* sprechen. Und in dieser kleinen Sinnspanne des Lebens spielen die Geschichten von Ralf Rothmann.

Alles Gefangene. Geworfene. Überm Grab Geborene. Alle wollen woanders hin. Das Ruhrgebiet ist in vielen Texten Ralf Rothmanns ein Symbol für ein Gefängnis des Lebens. Beschrieben so, wie ein lebenslang Inhaftierter liebevoll über seine Zelle, über seine Heimat schreibt. Aus seiner ehrlichen Art des Schreibens, der scheinbaren Umgangssprachlichkeit erwächst in seinen Texten die Macht der Symbole. In den Landschaftsgemälden und in den Stillleben der Tiere bleibt ein Bild zurück, das mythische Momente der Qualen, aber auch Unschuld heraufbeschwört.

„Ein Augenblick erglänzt der Tag, dann wieder die Nacht.“ Am Ende von Ralf Rothmanns Roman *Hitze* (2003) heißt es:

„Es war still in der Straße. Hinter den Scheibenwischern vieler Autos klemmten Pappe, und die Schatten der alten Bäume äderten das Trottoir. Hier und da eine gefrorene Pfütze, wie vergossenes Blei, und auch Klaputzsek sah

hinüber. Das Haus auf der anderen Straßenseite wurde restauriert; es war eingerüstet und ab dem ersten Stock mit blauer, leicht sich blähen-der Plane verkleidet. Hinter dem Ladenfenster im Parterre, gesprungen und voll Staub und Mörtel, waren Hölzer und Zementsäcke gestapelt. In der Einfahrt ein Kompressor, Container voll Schutt, und jemand machte Licht hinter der Plane. Ein blaues Fenster unter dem Himmel. Jemand ging durch den Raum. Dann schlug das Haustor im Hof; die Lampe erlosch.

Kein Mond über dem Dach, nirgendwo ein Stern, und obwohl weder Mopeds noch Autos oder Busse fahren, nicht einmal vor der Hasenheide – plötzlich ein feines, von fernher kommendes Geräusch, rätselhaft deutlich, und Klaputzsek runzelte die Brauen, blickte sich um. Doch konnte er nichts und niemanden sehen. Alle Fenster dunkel, kein Flugzeug in der Luft.

Er wagte kaum zu atmen. Das hatte er noch nie gehört, und er öffnete den Mund, starrte in die Nacht. Unsagbar sanft wechselte es die Tonlagen in immer neuen, leichten Akkorden und sträubte, er fühlte es unter den Kleidern, die Härchen auf seinen Armen, hatte es doch bei allem Schwung und aller zärtlichen Heiterkeit auch etwas Unheimliches. Wie der Ernst von Engeln. – Dabei war es nichts als Wind, klarer Fall, konnte gar nichts anderes sein um diese Zeit, ein stetes Wehen in den Rohren des Baugerüsts, ein fast melodisches Blasen wie auf Flaschenhälsen oder primitiven Flöten, höchstens ein paar Herzschläge lang. Er leichtert holte er Atem. Doch als es verstummte, als die Windrichtung sich änderte, war es dunkler als zuvor.

Er fuhr herum. ‚Mein Gott!‘ Fast wäre er ausgeglitten auf dem Pflaster, den großen Platten, vom Frost glasiert. Er trat einen Laubsack zur Seite, kniete sich hin. ‚Was ist denn?‘ fragte er leise, knüllte seine Mütze zusammen und schob sie unter den Kopf, den er so leicht, so zart gar nicht für möglich gehalten hätte. Blaß das Gesicht, grau die geschlossenen Lider, ein wenig geöffnet den Mund. Man sah die Zähne. Die Finger der schmalen, auf dem Rücken liegenden Hand krümmten sich langsam, und Klappu drehte sich um, suchte die Fassaden ab. Stuckbeladene Gesimse, Balkone wie Sarkophage in mehreren Lagen, Tontöpfe, Rost. Alte Windrädchen quietschten; eine insektenverklebte Laterne beleuchtete eine Reihe Tauben, die winzig vor ihren Schatten hockten. Plastikblumen.

‚Können Sie einen Krankenwagen rufen?!‘

Das war hinaufgesprochen, zu dem offenen Erkerfenster über ihnen. Eine Frau im gesteppten Morgenrock hielt ihre Katze mit beiden Händen vor der Brust. Doch das Tier, die Vorderpfoten auf ihrer Schulter, machte sich lang und maunzte leise, wollte wieder ins Warme. Kopfschüttelnd blickte sie auf die beiden Männer hinab, kniff die Lippen zusammen. Schau nur, Mutter, der Winter ist da. Alle Zweige, alle Blätter und Gräser haben einen glitzernden Pelz aus Rauhref bekommen.

‚Nö‘, sagte sie. ‚Det mach ick nich. Det jibt nur Schererein.‘

Hier wird so beiläufig gestorben, wie im Leben. Als ich diese Zeilen zum ersten Mal las, musste ich weinen. Es hat so sehr gestimmt. Ich habe darin das Leben so sehr wieder erkannt, so genau, wie man ihm im Leben nicht oft begegnet, weil man doch immer noch träumt, es wäre eigentlich anders. Und so aufrichtig, so scheinbar bodenständig und geläutert der Text die ausweglose Wirklichkeit beschwört, so öffnet er einem dann wieder ein Fenster ins Licht. ‚Wie der Ernst von Engeln‘, diese transzendente Musik am Ende des Romans *Hitze* leitet LeLoo in eine andere Sphäre. Oder auch nicht. Man weiß es nicht. Ist es nur Wind in den Baugerüsten? Aber eben noch nie so gehört. Und Musik eben. Klang wie von Weitem. Kein Trost, nur eine Ahnung, ein Vielleicht.

Oder wenn Simon, der Ich-Erzähler aus *Milch und Kohle*, seinem totgeglaubten Freund Pawel wieder zu begegnen glaubt. Er plagt sich bei einer Meditationsübung. Nichts Spirituelles, kein Seelenschmus, kein Pathos. Und dann sagt der Tote neben ihm ganz burschikos: ‚Halt Dich gerade, Oller.‘ Der Zen-Meister, den er später fragt, wer das gewesen sei, der ihn da ermahnt habe, antwortet: ‚[...] Staub, der einen Besuch abstattet.‘ Also, gab es ihn nun, oder gab es ihn nicht? Oder hat er sich diese Wiederbegegnung mit dem verlorenen Freund nur eingebildet? Das Fenster, das Ralf Rothmann zum Licht offen hält, ist so zart, ist so sehr ein poetisches ‚Vielleicht‘, das man nicht weiter hineinfragen darf, sonst würde eine Antwort daraus, und dann wäre es schon wieder kaputt.

Ende: Mehr sage ich nicht mehr dazu, denn wir sollen nicht wissen, wo es hingeht: Ein Fenster; Licht; nichts dahinter zu sehen. Licht, aber kein Wohin: Becketts ‚Und dann wieder die Nacht.‘ So antwortet Ralf Rothmann mit seinen Schicksalsgeschichten auf Beckett, der in seinen

Stücken das Letztgültige, die entscheidende Daseins- und Sinnfrage stellt. Klar, dass wir Theaterleute darauf fliegen, denn was Ihnen gelingt, ist der Traum eines jeden Regisseurs: Mit tot traurigen Geschichten ins Licht zeigen.

Ich empfinde es als untypisch für Deutschland, dass man Sie in der letzten Zeit immer mehr wahrnimmt, dass man so aufmerksam wird auf einen, der jeder Pose und jeder eitlen Geste misstraut. Sie werden sich auch in Zukunft von keinem Lob korrumpieren lassen. Das ist etwas, das wir Theaterleute an Ihnen bewundern müssen, die wir von Preisen und vom Applaus leben und dafür alles machen.

Ich kann heute nur von Ihnen schwärmen. Sie sind ein Vorbild für mich und haben mir in der Beschreibung des Ruhrgebietes eine Heimat gegeben. Objektiver und dem Anlass gemäßer kann mein langjähriger Weggefährte und Freund Thomas Oberender über Sie sprechen.

Und am Ende dieser Laudatio Teil eins: Ich gratuliere. Und: Danke!

„WER FLÜSTERT, LÜGT.“

LAUDATIO AUF RALF ROTHMANN

Thomas Oberender

Es war im Sommer 2003 – soeben hatte in der Bochumer Jahrhunderthalle die Uraufführung von *Sentimenti*, einer Dramatisierung von Ralf Rothmanns Roman *Milch und Kohle*, stattgefunden. Nach langem und herzlichem Applaus erhob sich das Publikum und strömte in die Foyers. Nur einer blieb auf seinem Platz sitzen, den Blick auf die überdimensionale, aus 20.000 Steinkohlebriketts gebaute Bühne gerichtet. Waren da nicht eben noch seine Mutter, sein Vater, sein Bruder und er selbst zu sehen gewesen? Daß ihm die Welt seines Textes hier lebendig entgegentrat, daß er sich und seine Erinnerungen gewissermaßen anschaute, das hat Ralf Rothmann vermutlich tiefer bewegt, als er sich vorgestellt hatte. Die Theaterleute kannten ihn und sein Leben doch gar nicht. Woher mochten sie all das wissen? Und zweifellos erschuf dieser Abend, diese unverhoffte Begegnung seines Romans mit Verdis Arien, holländischen Schauspielern und einem Bühnenbild, das auf nichts Bestimmtes verwies, am Ende eine eigene, wunderbar in sich geschlossene Welt. Innehalten, in der Stille des Raumes dem Erlebnis nachlauschen – der Autor wollte diese Zeit für sich. Auch später im Foyer, unter den Künstlern und Gästen, blieb er am Rand. Als wäre er vom selben Staunen, derselben Sprachlosigkeit, Euphorie und Wehmut erfaßt wie seine Leser, wenn sie seine Bücher lesen.

„Wer flüstert, lügt“ – dieser Satz aus *Milch und Kohle* wurde mir durch die Aufführung unvergeßlich. Im Roman hatte ich ihn überlesen, doch auf der Bühne klang er beängstigend wie ein Gebot. Der moralische Rigorismus wirkte befremdlich, denn in der Regel ist es umgekehrt: wer flüstert, lügt nicht, sondern spricht eine Wahrheit aus, die er nur deshalb nicht laut sagt, weil sie nicht jeder hören soll. Würde man ihn jetzt zwingen, laut zu sprechen, würde er lügen oder schweigen. Auf der Bühne sind die geflüsterten Botschaften oft die eindringlichsten. Im Leben aber, sagt der Vater des jungen Simon im Roman, heißt Flüstern lügen. Was nicht vor allen stimmt, stimmt auch unter vier Augen nicht. Wer spricht, hat für das Gesagte zu bürgen. Der Flüsternde entzieht sich dem, er schützt sich. Aufrichtigkeit vor allen ließe ihn verstummen. Seine Erfahrungen erlauben ihm offenes lautes Sprechen nicht, und so fühlt er sich schuldig vor dem Vater, wenn er leise spricht.

„Wer flüstert, lügt“ – das war für Rothmann der Vatersatz schlechthin, Stimme des Gewissens und zugleich Formel für ein soziales Milieu, das geprägt ist von Tristesse, Enge, familiärer Abhängigkeit, Gewaltandrohung und kleinen Fluchtversuchen. „Ich höre alles“, ruft der auf der Wohnzimmercouch dösende Vater den in der Küche flüsternden Freundinnen zu, und man muß kein Katholik sein, um der Unentrinnbarkeit dieser höheren Obacht gewahr zu werden.

JENSEITS DES BÜRGERLICHEN HELDENLEBENS

Wen dieser Satz einmal im Innersten traf, der wird sich mit ihm ein Leben lang herumplagen. Rothmanns Bücher zeigen zwei Möglichkeiten, darauf zu reagieren. Zum einen das nackte, unverhüllte Aussprechen des Gegebenen. Rothmanns Erzähler sieht die Welt, als filme er sie mit einer hochauflösenden Kamera, alle Details wie gestochen, Farben, Formen, Empfindungen, Nuancen. Das klare, unpräntöse Benennen von Tatsachen und Erfahrungen ist das Medium seiner Poesie. Einer Poesie, die vorurteilsfrei bezeugt, was man alles wahrnehmen kann, wenn man mit offenen Augen durchs Leben geht. Einige seiner Figuren sehen schon von Berufs wegen genau hin – Guntram Lohser, der Deutschlandflüchtling aus *Windfisch*, ist Fotojournalist, Jan Marrée aus *Wäldernacht* ist Maler, der Hilfskoch DeLoo aus *Hitze* ist Kameramann. Doch irgendwann haben sie alle das bloße Hinsehen aufgegeben. Sie haben etwas eingesehen.

Bei Rothmanns Figuren ist damit oft ein Wechsel ihrer Wahrnehmung und ihres Daseinsmodus' verbunden, der Verzicht auf Ansehen und sozialen Status. Mit Kinderaugen schauen sie plötzlich als Erwachsene auf ihre Jugend zurück, oder sie begeben sich als Aussteiger, Kleinverdiener, Gelegenheitsarbeiter fluchtartig auf die Suche nach einer freieren Lebensform. Meist sind sie wortkarg, aber sie hören und sehen alles. Der Welt der Bürgerlichkeit, mit der sich für sie das Versprechen von Würde, Unabhängigkeit und Glück verband, entfliehen sie, um fortan in einem Milieu relativ direkter und unmittelbarer Beziehungen zu leben, in dem Konflikte und Schicksalsschläge ausgehalten werden müssen. Aber sie gehen in diesem Milieu nicht auf. Sie sind ihm innig verbunden und halten doch Distanz. Sie führen in der selbst gewählten Fremdheit ein geweihtes Leben. Doch wem geweiht?

Das Schreiben wird es an den Tag bringen. „Was wirklich an den Tag will, ans Licht“, sagt Rothmann in seiner Dankrede zum Max-Frisch-Preis, „das muß man nicht drücken: Es geschieht, es wächst, es blüht – jeder, der schreibt oder malt oder komponiert, macht diese Erfahrung.“

Rothmanns Helden wollen nichts ans Licht bringen, niemanden in eine bestimmte Richtung drücken, sondern dem Druck entkommen. Seien sie Kinder oder Jugendliche, Köche, Pfleger oder Schriftsteller, sie sind Anachoreten des Alltags. Denn die Erfahrung des Poetischen, so Rothmann, ist „eine Gnade, es kommt zu uns – am wunderbarsten dann, wenn wir gar nicht daran denken, wenn wir unsere Vorstellungen und Konzepte für einen Augenblick vergessen und, zum Beispiel, einen Apfel schälen. Es kommt uns zu aus der Stille, dem Schweigen, denn man muß absehen von der Sprache, damit die Welt wieder zu einem spricht.“

Die zweite Möglichkeit, der Lüge des Flüsterns zu entkommen, ist also das Schweigen, das beredete Schweigen. Rothmann ist mit eigenen Meinungen von Buch zu Buch sparsamer geworden. Im Grunde äußert er gar keine mehr, es sei denn, eine Dankrede verführt ihn dazu. Seine Bücher versuchen die Stille zu fördern, eine Stille, in der die Bilder sprechen, in der durch kompositorische Bezüge fühlbar wird, welche Prüfungen und Bedrohungen, aber auch welche Gnadenfülle und Schönheit dem Leben innewohnen. Indem Rothmann von den eigenen Absichten schweigt, beginnen die Phänomene selbst zu sprechen.

KNIEND SCHREIBEN

Neben dem Aussprechen des Offenbaren und dem Verbergen der Ansichten hat der Autor noch eine dritte Option: die wortlose Tat. Rothmanns Geschichten sind voll von zarten Gesten der Zuwendung, doch auch von rohen der Gewalt. Vielleicht standen das Erlebnis der Tat und die unausweichliche Erfahrung der Schuld sogar am Beginn seines Schreibens. Am Ende von *Messers Schneide*, seinem Debütroman, wird der Held des Buches, der scheue Autor Manfred Assen, Zeuge einer brutalen Schlägerei, und ihn erfaßt eine solche Abscheu, daß er beinahe zum Mörder wird. Mit einem gestohlenen Steakmesser will er einem sadistischen Soldaten ans Leben, aber seine Jackentasche hat ein Loch, und so steht er vor dem Betrunkenen und – findet das Messer nicht. Der andere geht unbehelligt davon, und Assen kniet neben einer ohnmächtigen Frau nieder.

Im Grunde verharnt Rothmann in allen seinen Büchern in dieser Haltung: Er schreibt sozusagen kniend und wendet sich, ein ums andere Mal tiefer gebeugt, dem Schmerz zu, einem Schmerz, der in seiner eigenen Biographie verborgen lag. In Büchern wie *Milch und Kohle*, *Junges Licht*, *Stier* oder *Hitze* verbindet sich mit der Erfahrung von Gewalt zugleich die Erkenntnis, daß der Schuld auch von Seiten des Zeugen nicht zu entkommen ist. Und doch prägt die zentralen Figuren in Rothmanns Werk dieser Drang, unschuldig zu bleiben. Anders als Ibsens Absolutheitsfanatiker, die monströsen Vollstrecker einer Idee wie Hedda Gabler, Solness oder Jon Gabriel Borkmann, und auch anders als Dostojewskis Raskolnikow, der sich durch die Mordtat seiner Auserwähltheit versichern will, sind die Figuren Rothmanns auserwählt zu einer stillen Sorge. Sie sind keine Gutmenschen, wirken aber im Feld ihrer Nächsten zum Guten. Sie sind entweder zu jung oder zu reif, um der Welt mit Gewalt ihren Stempel aufzudrücken. Und aufgrund dieser Enthaltensamkeit sind sie auch Beschenkte, die das Schmerzliche des Lebens genauso erfahren wie seine Gnade. Wo die Empfänglichkeit für die Stille eine wesentliche Voraussetzung für das Poetische ist, würde bereits das leiseste Flüstern einer Absicht störend wirken.

DIE ARBEITSWELT ÜBERWINDEN

Ist ein Werk von solchem Format denkbar ohne eine dem Schreiben innewohnende Absicht? Über seine Biographie hat Rothmann nicht viel

mitgeteilt. Daß er 1953 in Schleswig geboren wurde, in Oberhausen aufwuchs, daß sein Vater als Kohlenhauer unter Tage arbeitete, daß er nach der Volksschule eine Maurerlehre absolvierte, daß er seit 1976 in Berlin lebt und Ende der neunziger Jahre von Kreuzberg nach Friedrichshagen umzog, steht in jedem Klappentext. Von seiner Arbeit als Krankenpfleger, Drucker, Taxifahrer und Koch berichten seine Bücher. Aus ihnen erfährt man auch, daß er schon frühzeitig zu lesen begann. Hermann Hesse, eine Empfehlung aus der Essener Studentenszene, weckte in ihm die Sehnsucht zu schreiben. Beim Lesen seiner Bücher fragte er sich immer wieder: „Woher weiß der das von mir?“ Rothmanns Romane zeigen das Schreiben als eine Möglichkeit, sich von der Jugend und vom Vergangenen zu befreien, und auch von der quälenden Suche nach dem Selbst und nach der eigenen Stimme. „Was ich beim Namen nenne, heißt meist ganz anders“, sagt der Dichterefreund Lauter in *Messers Schneide*. Und fährt fort: „Meine Notizen bersten vor Einfällen, die beim zweiten Lesen nichts als Reinfälle sind, intellektuelle Teppichfransen, Gänseblümchen-Reflexionen. Schreib, sagte mir neulich ein älterer Kollege, schreib von deiner Generation, erzähl mir, was sie bewegt, was sie lähmt, diese Video-Brut. Gut, habe ich gesagt, gib mir mal die Telefonnummer meiner Generation.“

Rothmann brauchte diese Nummer nicht. Er kannte seine Generation. Er schildert auch, welche Zumutung der sich ganz dem Schreiben widmende Mensch für seine Angehörigen darstellt: dieses ewige Warten auf die Worte, die pedantischen Rituale der Konzentration, der verhängnisvolle Alkohol, das nächtliche Hämmern auf der Tastatur. Zugleich zeugen seine Bücher von einem starken Bedürfnis nach Askese, Reinheit, frischer Luft und Stille.

Die Berlin-Romane, zu denen indirekt auch das Stück *Berlin Blues* zählt, bilden neben dem Ruhrgebietszyklus inzwischen eine eigene Werkgruppe. Seit Rothmann in Berlin lebt, kommt es auch zu Begegnungen mit Schriftstellern: „Das war im Ruhrgebiet nicht der Fall. Ich hatte keinerlei Kontakt zu schreibenden Menschen, obwohl ich immer für die Schublade geschrieben habe und mich auch nach diesem Kontakt sehnte. Der einzige Kontakt, der möglich gewesen wäre, wäre der zu Literaten der Arbeitswelt gewesen. Aber ich wollte keine Literatur der Arbeitswelt schreiben, ich wollte mich auch nicht mit ihr beschäftigen. Ich wollte die Arbeitswelt ja überwinden, weil ich sie als eng, bedrückend und letztlich auch niederdrückend empfunden habe.“ Berlin bot ihm die Chance, dieser

Welt zu entfliehen und zugleich die Gelegenheit, auf so unvergleichliche Weise zu ihr zurückzukehren. Christoph Meckel wurde dem von Schreibzweifeln geplagten jungen Autor in der frühen Berliner Zeit ein guter Freund und Förderer, der ihn immer wieder ermutigte, der seine Texte kritisch las und der ihm schließlich die Tür zum Suhrkamp Verlag öffnete.

Berlin war für Rothmann immer eine Stadt zum Abreisen und zum Wiederankommen. Ausgedehnte Reisen führten ihn durch Mexiko und Südamerika, wovon eine Episode in *Flieh, mein Freund* zeugt oder Lohsers Reise nach Ecuador im *Windfisch*. Spätere Gedichte verraten, daß er einige Zeit in Paris lebte und zum Schreiben gern auf eine griechische Insel fuhr. Rothmann war writer in residence am Oberlin-College in Ohio und an der New York University und poet in residence an der Universität in Essen, wo er seine Studenten anhielt, eine Episode aus dem neuen Testament, die „Hochzeit zu Kana“, als ihre eigene Geschichte zu schreiben und sie mit der Aufforderung überraschte: „Schreiben Sie doch etwas Schönes! Versuchen Sie mal zu loben!“ Obwohl er sich in der Anti-AKW-Bewegung und in Bürgerinitiativen gegen die Berliner West-Tangente engagiert hat, bezeichnet er sich als apolitischen Menschen. Aber als einen apolitischen Menschen, der schreibt, weil er die Welt verändern will. Denn Bücher haben auch sein Leben verändert.

IM BUCH DES EIGENEN LEBENS LESEN

Auf seinen Reisen hat Rothmann immer wieder erlebt, daß die Menschen in romanischen Ländern gottesfürchtiger sind als seine Landsleute. Den Deutschen, sagte er einmal, und er meinte, wenn er über sie sprach, immer auch sich, fehle das Vertrauen, „getragen zu werden nicht allein von Hubraum und PS, sondern von transzendenten Gegebenheiten“.

Spätestens hier muß über das Verhältnis des ästhetisch Schönen zum religiösen Gefühl gesprochen werden. Nicht nur Buchtitel wie *Flieh, mein Freund* (nach dem Hohelied Salomos) oder *Gebet in Ruinen* weisen darauf hin. Aspekte des Katholischen durchziehen alle seine Bücher, vom *Windfisch* über *Wäldernacht* und *Milch und Kohle* bis hin zu *Junges Licht*. „Ich bin ja katholisch erzogen worden“, sagt er, „und war letztlich bis zur Pubertät inbrünstig katholisch. Schon in der katholischen Kirche mit all dem Gold und dem Glitter und Weihrauch-Pomp drängte sich bei mir die Ahnung auf, das Schöne und das Göttliche – irgendwie sind die eins.“

Die religiöse Dimension seines Schreibens, die biblischen Motive und auch gewisse Momente des Numinosen in seinen Romanen und Erzählungen sind vielfach untersucht worden. Neben Josef Winkler, dem Kärntner Bauernsohn, ist Rothmann gegenwärtig wohl der katholischste Autor deutscher Sprache. Doch sofort kommen einem Bedenken, und man möchte das Wort katholisch ersetzen durch zeichnend, durch knechtschaftsmüde, leidensempfänglich und trostspendend, durch elementar. Dem Autor ist nichts Menschliches fremd, seine Figuren sind aus Fleisch und Blut, er zeigt sie in ihren Taten, in ihrem lauten, irdischen Dasein, in ihren Häusern, Städten und Landschaften. Hier und nur hier wäre ihre fundamentalere Erwartung an das Leben zu stillen. Welche fundamentalere Erwartung? Rothmanns Bücher bezeugen eine innere Reserve seiner Figuren gegen die Verhältnisse, in denen sie leben, eine Reserve, die sie fragen läßt: Ist es das wert?

In *Hitze* erinnert sich DeLoo an eine Bemerkung seines Vaters: „Weshalb nur...“, sagte er leise, fast flüsternd und legte die Hände vor sich hin, als gehörten sie ihm nicht. – Kannst du mir das erklären? Warum muß man ständig etwas tun und erreichen wollen? Kann man nicht einfach nur leben?“

Jedes von Rothmanns Büchern stellt diese Frage. Und seine Figuren und Geschichten geben Beispiele, wie man diesem Zustand näherkommen kann – einfach nur zu leben. Aber gerade das ist so schwer. „Vergib dir deine früheren Wege“, heißt es in dem Gedicht „Psalm Meier“, „dein billiges, dreckiges Schaumstoff-Leben, / verzeih dir schnell, meine Seele, denn niemand wird klagen / am Ende der Zeit, kein Engel wird sagen: Karl Meier, warum bist du nicht Jesus gewesen. Oder wenigstens / ein Märtyrer. Aber jeder Halm, jeder Stein, jeder / berstende Stern fragt dich schon jetzt: Warum bist du nicht / Karl Meier gewesen? // Lobe den Herrn. Lies die verblichene Schrift. / Sieh, wie schön du wirst über den Zeilen, ein Freund / der Lieder. Rufe ihn, meine Seele, ruf ihn jetzt. / In jedem ‚Wo bist du?‘ sind hundert / ‚Hier.‘“

Um dieses „hier“ zu hören, lernte Ralf Rothmann, dem in seiner Jugend die Bücher die Tür zu einer anderen Welt geöffnet und den Maurerlehrling in seiner Baubude in fremde Gefilde entrückt hatten, etwas sehr Schwieriges: im Buch des eigenen Lebens zu lesen. Und er lernte, Abstand zu halten – Abstand zum journalistischen Schreiben, zu Aktivitäten um der Karriere willen und überhaupt zu allem, was ihn daran hindert, einfach

nur zu leben. Der Autor und Flaneur in der in Berlin spielenden Geschichte „Schicke Mütze“ formuliert in einem selbstverfaßten Nachruf sein Credo: „Er, beauftragt mit sich selbst, liebte den Kanal, die Sonnenreflexe unter den Brücken, die Goldspur der Enten im grünen Wasser, das Gleichmaß der Schritte auf dem Kies. Er, sich immer wieder selbst versäumend, ahnte, was die Stille weiß: Wer liebt, ist im Recht. Wer liebt, ist angekommen. Er ging der Kunst aus dem Weg und fütterte Möwen.“

SONDEN DER UNSCHULD

Wie auf die Sonnenreflexe unter den Brücken und die Goldspur der Enten im grünen Wasser schaut Rothmann auch auf das große Leben der kleinen Leute und senkt in diese von keiner Sublimation berührten Milieus seine Sonden der Unschuld – seine absichtslosen Zeugen der Absichten, seine auf der Türschwelle stehenden, sich immer wieder selbst versäumenden Beobachter – Kinder wie Simon und Julian, Autoren wie Kai Carlsen oder Manfred Assen, Aussteiger wie Guntram Lohser, Henry Calm oder DeLoo. Sie alle, unscheinbare, von Zerstörung und Selbstzerstörung bedrohte Gestalten, würden auch gern auf dem Kies am Kanal gehen, im Gleichmaß der Schritte, doch macht sie der Weg, der ihnen bevorsteht, zu Zeugen von Tragödien, aber auch zu Zeugen von Schönheit und Gnade. „Man macht einen Schritt hinaus über seine herznahen Belange“, sagt der ruhige und unscheinbare Henry Calm in *Berlin Blues*, und „schon wird man mitschuldig an irgendwelchen Schweinereien“. Dem Stück ist ein Spruch aus den Psalmen vorangestellt: „Finsternis ist wie das Licht“. Das Verhältnis von Finsternis und Licht entspricht dem von Schweigen und Sprechen, Schuld und Unschuld. Leben heißt schuldig werden – das ist die Lektion. Sie bleibt niemandem erspart.

Wenn ich Rothmanns Figuren Glaubensbrüder an die Seite stellen dürfte, wären dies neben Bernanos' vierzehnjähriger Mouchette und Paveses jugendlichem Fremdling aus *Der Teufel auf dem weißen Hügel*, neben Joseph Conrads Marlow aus der Erzählung *Jugend vor allem* der zehnjährige Sohn aus Roberto Rossellinis Film *Deutschland in der Stunde Null* und die gequälte Mutter aus seiner Stefan-Zweig-Adaption *Angst*. Sie begeben sich wie Rothmanns Figuren ins Herz der Finsternis, wo sie der großen Stille und dem Tod begegnen. Nur einer wie Henry Calm, geradezu ein Medium der Stille, konnte mit einem sterbenden Geschäftsmann einen im Grunde unmöglichen Vertrag abschließen, denn er verstand als einziger, wovon der alte Mann sprach, als er gestand, er sei „überzeugt

davon, daß er's weniger sich und seinen Fähigkeiten verdankt, das lebenslange Glück, sondern einer höheren Kraft, nenne sie, wie du willst. Einer Kraft, die in ihrem Wesen ewig gut und schöpferisch ist und der man mit dem Tod, dem Ende aller Begrenzungen, nur näher kommen kann.“

Rothmanns Helden sind in einem tätigen Sinne liebesbegabt – Assen, der einem Totschläger dazwischengeht, der Flaneur, der einem Sterbenden in die Augen sieht, der kleine Julian, der vergeblich beim Pfarrer um die Absolution für die Sünde seines Vaters bittet und ihn nicht anklagt, entblößt oder vorführt, sondern seine Last mitträgt. Wie leicht ist es, seinen Vater zu hassen, hat Ernst Jünger einmal gesagt, und wie schwer, ihn zu lieben.

BÜCHER DER SÖHNE

Rothmanns Generation, eine Art Nichtgeneration, war, wie der etwa gleichaltrige Klaus Modick sagte, „für die Apo zu jung, für den Punk zu alt“. Der Apo-Generation ist Rothmann in seinem ersten Roman mit Sympathie, aber auch Distanz begegnet: „Das Deutsch, mit dem man sich über die Untaten der Staatsgewalt empörte, der kaugummigraue Slang, die Szene-Sprache gingen ihm nah wie eine Untat der Staatsgewalt. Worum es ging bei diesem Krieg – darüber konnte ihn seine wortlose Verbundenheit mit den Protestierenden nicht täuschen – betraf ihn nicht fühlbar. Wie es darum ging, machte ihn oft betroffen bis zur Mordlust.“ Rothmann hat der Apo-Generation – einer Generation, in der Söhne aufwuchsen, deren Väter entweder nicht da waren oder schuldbeladen aus dem Krieg heimkehrten, Väter, die schwiegen und arbeiteten – ästhetisch mißtraut. Sie zerstörte die Voraussetzungen des Poetischen, wie er sie versteht. Die zur Sprache gebrachte Absicht vertreibt die Stille.

In den siebziger und achtziger Jahren entstand die sogenannte Väterliteratur, ein eigenes Genre, das mit diesen Vätern, *vegetables* nannte sie Bernward Vesper, abrechnete. Die Söhne, diese Kindermänner ihrer Mütter, hatten guten Grund zur Revolte und doch wurden aus ihnen niemals Erwachsene. Als joviale Greise übertrumpfen sie noch heute ihre Kinder und Enkelkinder an Jugendlichkeit und zwanghafter Virilität. Zwar beklagen auch sie inzwischen den Verlust von Gemeinsinn und Anstand, doch waren sie es, die die Gesellschaft gründlicher liberalisierten, als alle Liberalen vor und nach ihnen es je vermocht hätten. Der Marsch durch

die Institutionen hat diese Generation – eine Generation des kritischen Engagements, der gezielten Provokation, der unerschöpflichen Debattierlust, des diskursiven Eifers, aber auch des Selbsthasses und der Selbstherrlichkeit – schließlich an die Spitze des Staates und damit auch in jenes bürgerliche Heldenleben geführt, dem Rothmanns Romanfiguren auf immer entflohen sind. Wenn dieser geschichtsträchtigen Generation zwei, drei Worte in ihrem Vokabular fehlten, dann waren es: Güte, Milde, Wohlwollen.

Der Autor Rothmann hat sich auf diese Art des Engagements nie eingelassen: „Angesichts der politischen, ökonomischen und ökologischen Ungeheuerlichkeiten heute wäre die aufzubringende Naivität des engagierten Autors so groß, daß er sie ohne Pose nicht durchhalten könnte – einer Pose, mit der er sich selbst in die herrschende Diskursmaschine einschraubt und von Kongreß zu Kongreß reist, um Verlautbarungen zu produzieren, an die er immer weniger glaubt. Und am Ende haben wir dann den Typus des Großschriftstellers, der gar nicht mehr fühlt, wie gewissenlos und zynisch er ist, ein Floskel-Designer, der Öffentlichkeit nicht als Partner, sondern als Instrument betrachtet und genau weiß, welche Tasten er anschlagen muß, um welche Orchesterstürme zu entfachen. Oder welches Kassenklingeln.“

Von dieser Diskursmaschine, die man nicht bedienen kann, ohne nach ihrer Pfeife zu tanzen, hat Ralf Rothmann sich fern gehalten. Er ist zur Seite getreten und hat sich mit Haut und Haar in das größte Abenteuer des Lebens begeben – einfach nur zu leben. Seine Bücher erzählen so wahrheitsgetreu und poetisch davon, also wollten sie uns mit uns selbst aussöhnen. Es sind Bücher aus der Welt der Söhne, und sie können, zu Beginn eines neuen Jahrhunderts und Jahrtausends, in diesem Land vielleicht sogar versöhnend wirken – versöhnend mit der eigenen Geschichte, der Lebensgeschichte wie der Historie. Auch das hat mich, als Ralf Rothmanns Leser, im Hinblick auf mein eigenes Leben beschenkt und ermahnt und mit Hochachtung erfüllt für den Gang dieses Autors in die Stille. Seine Bücher wirken versöhnend, obgleich sie Tragödien bezeugen. Doch sie sensibilisieren für jene herzensnahen Belange, die uns tragen.

(Hier leicht erweiterter) Erstabdruck in der Zeitschrift Sinn und Form 2008, Heft 5, S. 709-715.

„KLEINE KNOCHENFLÖTE“

DANKREDE

Ralf Rothmann

Preise, Literaturpreise, das wird leicht übersehen, sind eigentlich Missverständnisse. Als solche haben sie durchaus wohlthuende Wirkung, wie könnte ich das bestreiten, doch letztlich tragen sie nicht wenig zu der irrigen Auffassung bei, Kunst sei etwas Besonderes und der Künstler habe Verdienstvolles geleistet. Natürlich ist das Unfug. Wie jeder Mensch mit Passion macht ein Schriftsteller, was er machen muss, er kann gar nicht anders; und die wirklich inspirierten Texte entstehen sowieso nicht durch harte, eine Auszeichnung rechtfertigende Arbeit, sondern in der Muße – wobei es jetzt sicher auch falsch wäre zu sagen, man erhalte einen Preis, weil man sein Sofa durchgelegen hat und ein ums andere Mal eingeschlafen ist über seiner Traumarbeit. Aber man muss doch warten können und sich so rein und bereit wie möglich halten für den richtigen Moment. – Und dass Kunstwerke etwas Besonderes seien und also Medaillen rechtfertigten, sagt seit jeher mehr über den Zustand der preisenden Gesellschaft aus als über die Kunst selbst; für den jedenfalls, der sie macht, ist sie das Alltägliche im besten Sinn, die unausrottbare, im eigenen Leib und in eigener Seele lebende Gewissheit, dass sich die Anlagen eines Menschen, selbst die zweifelhaften oder gar abstoßenden, durchaus in etwas Gutes, Wahres und Schönes verwandeln lassen.

Wir sind also in Weimar. An diesem Ort eine Rede zu halten, eine Dankrede für einen Preis, der auch noch den Namen Konrad Adenauers trägt, ist doch heikel; zu viel Geschichte klingt an. Denn wenn er einem aufgrund eines eher romantischen Naturells nicht ohnehin schon vergällt ist, kann man den hohen Ton der Weimarer Klassik spätestens seit Kriegsende nicht mehr hören, ohne hinter den Säulen aus gymnasialer Pappe den fast nur gehauchten einer Knochenflöte wahrzunehmen. Inwiefern die Werke der Dichterstürzen bei aller humanen Substanz keine der ihnen nachkommenden Abscheulichkeiten, nicht einmal den Stacheldraht vor ihrer Haustür, verhindern konnten, wäre also ein komfortables Thema. Aber letztlich misstraue ich dem Redenton, nicht nur an Sonntagen; er ist an sich schon ein kleines akustisches Podest, und ehe man sich versieht, hat man etwas Erhabenes, das heißt, von der leibhaftigen Erfahrung Abgehobenes gesagt; bevor ich Ihnen also mit einer Ansprache auf die Nerven gehe, lassen Sie mich lieber persönlich werden, wenn nicht gar privat.

Größer als meine ehrliche Freude über diesen Preis war die meiner Schwiegermutter, und zwar nicht nur wegen der rührenden, Schwiegermüttern offenbar angeborenen Manie, den Männern ihrer Töchter einen Goldrand anzusehen. Vielmehr verbindet sie mit dem Namen Konrad Adenauer neben Erinnerungen an Jugendjahre auch die an ihre Tante Elsbeth, einer schönen, auf den kleinen Fotos mit Büttenrand stets heiter und auch weise lächelnden Frau. Der damaligen Mode gemäß trug sie meistens eng taillierte Kleider mit ausladendem Glockenrock sowie spitze Pumps und war bei aller Schlichtheit stets makellos frisiert; eine sinnliche und imposante Erscheinung, und das musste sie wohl auch sein, denn sie arbeitete fünfzehn Jahre lang als Haushälterin von Konrad Adenauer in Rhöndorf. Meine Schwiegereltern, damals jung verlobt, besuchten sie oft und wunderten sich jedes Mal darüber, wie einfach der große Mann lebte, wie frugal er aß und wie freundlich und aufmerksam er sich mit ihnen unterhielt, falls er denn Zeit hatte. Manchmal halfen sie der Tante im Haus, und wenn Sie vorhin nicht ganz falsch verstanden haben, dass ich die Namen Goethe und Schiller als Logos einer mir eher suspekten, weil im Innern oft eingeschränkten Kultiviertheit betrachte, so können Sie sich vielleicht mein freudiges Erstaunen vorstellen, als meine Schwiegermutter mir erzählte, dass auf dem Nachttisch des ersten Kanzlers der Republik nicht etwa der *Wallenstein* oder die *Wahlverwandtschaften* lagen, sondern zerlesene Kriminalromane der schlichteren Art – die berühmten Jerry-Cotton-Hefte.

Der Politiker Konrad Adenauer, der für mich bis dahin verschwunden war in der Geschichte, die er gestaltet hat, der große Macht-Virtuose, den ich immer etwas naserümpfend gleichsetzte mit der Prüderie der nach ihm benannten, noch schmerzlich in meine Pubertät hineinragenden Zeit, wurde plötzlich menschlich, als ich von seiner Lektüre erfuhr. Denn nicht nur die Nachbarn in der Zechensiedlung, in der ich aufgewachsen bin, auch der Onkel und der Vater lasen Jerry-Cotton-Romane; von Karl Mays Büchern und ein paar Bänden aus dem Bertelsmann-Lesering abgesehen, waren sie die einzige Literatur, die es in unserer Wohnung gab, und irgendwann verfolgte auch ich die Abenteuer des attraktiven FBI-Agenten, der in seinem dunkelgrünen Jaguar E mit verchromten Speichenrädern für Recht und Ordnung sorgte und dem am Ende seiner Bemühungen eine verführerische Blondine winkte. Nach Winnetou und Old Shatterhand war es Jerry Cotton, der meiner unbestimmten Sehnsucht nach Freiheit und Unabhängigkeit so etwas wie eine Silhouette verlieh.

Dabei war Freiheit – so luxuriös bin ich trotz karger Verhältnisse aufgewachsen – nie eine politische Kategorie für mich. Dann schon eher eine poetische, musikalische, erotische. Und sie ist ja auch das eigentliche Element von Schriftstellern, von Künstlern überhaupt, die Voraussetzung ihrer Arbeit, und das mag erklären, warum Dichter, Maler oder Musiker eine nahezu seismographische Empfindsamkeit entwickeln allem gegenüber, das diese Freiheit gefährden könnte. Jahrgang 1953, habe ich mein Leben lang profitiert von der Gesellschaft, die auch und gerade Konrad Adenauer ins Werk setzte; ich konnte in jede beliebige Schule gehen, jeden Beruf erlernen, jede gewünschte Reise machen, jede Überzeugung äußern, ich musste nie hungern und mein Leben wurde nie bedroht. Das ist unglaublich im Vergleich zu dem, was Zeitgenossen in anderen Ländern erleiden mussten und müssen. Und doch ist es noch nicht die Freiheit – ebenso wenig wie die Grammatik die Sprache oder ein gut gebauter Satz schon Literatur ist.

Ich bin kein eminent politischer Mensch, war es nie; meine Profession, ich sagte es schon, liegt eher im Träumerischen; ich vertraue der poetischen Logik mehr als jeder anderen, die medial vermittelte Wirklichkeit erreicht mich selten, und den wenigen Politikern, denen ich bisher begegnet bin, war stets zu deutlich anzusehen, dass das Bedürfnis nach Macht auch aus einem Defizit kommt. Und Defizite habe ich selbst genug. Nur in der Abgeschlossenheit meines Tuns kann ich sie einigermaßen ertragen und im Glücksfall sogar produktiv machen, denn nie ist die persönliche

Freiheit größer als im Augenblick der Inspiration, in den kurzen Momenten des Gelingens.

Doch Freiheit hat nicht nur Vorzüge, wie man weiß, sie scheint auch viele Menschen zu strapazieren. Sich immer und überall zwischen allen Möglichkeiten, die sie einem lässt, entscheiden zu müssen, kostet Aufmerksamkeit und Kraft und macht mitunter müde, tief müde; mit der Depression, die zur Volkskrankheit zu werden scheint, geht auch eine Gleichgültigkeit gegenüber der Freiheit einher, eine dunkle Lust an ihrem Gegenteil, und das ist die Stunde der Rattenfänger. Denn was wir zurzeit erleben – um bei dem Ton der kleinen Flöte im Hintergrund zu bleiben – klingt verdächtig nach einer Ouvertüre der Unfreiheit. Man will das eigentlich nicht hören, und der scheinbar vernünftig vor den Kameras einer scheinbar freien Öffentlichkeit begründete, angeblich der Sicherheit und dem Schutz vor Terroristen dienende, bei näherem Hinsehen aber fast fanatisch anmutende Durchleuchtungs- und Kontrollwahn mancher Politiker hat denn auch deswegen etwas Gespenstisches, weil er kaum jemanden wirklich interessiert. Viele der Menschen jedenfalls, die man das Volk oder die Bürger oder die Wähler nennt, zucken nur mit den Achseln und verschwinden in der Einkaufsstraße. Schließlich ereignet sich das alles zunächst noch im digitalen Bereich, und so wird es nicht viel ernster genommen als ein neues Computerspiel.

Natürlich wollen wir alle sicher leben und nicht beim Betreten des Bahnhofs von einer Bombe zerfetzt werden. Aber warum deswegen meine Fingerabdrücke im Pass nötig sind, meine biometrischen Daten erfasst, meine Handyverbindungen gespeichert, mein Konto durchleuchtet, meine Post geöffnet, mein Computer ausgespäht und, sofern ich das Bad von arabisch aussehenden Klempnern warten lasse, meine Wohnung mit Richtmikrofonen abgehört und mit wanzengroßen Kameras gespickt werden muss, das ist auch mit poetischer Logik nicht ganz leicht zu verstehen. Und dass es in unserem Kulturkreis so etwas wie Guantánamo überhaupt gibt oder allen Ernstes darüber diskutiert wird, ob gewisse bestialische Verhörmethoden nun Folter zu nennen seien oder doch vielleicht nicht, ist ein sicherer Beleg dafür, dass Rationalität wieder einmal auf den blutigen Gipfel getrieben wird und in eine Herzenskälte umzuschlagen droht, die es in einer zivilen, den menschlichen Grundwerten verpflichteten Gesellschaft nicht geben darf.

Natürlich hat der Kontrollwahn noch andere Gründe als allein die Bedrohung durch islamistische Gewalttäter; bei aller Gefahr, die sie zweifellos darstellen, scheinen sie auch ein willkommener Vorwand zu sein. Der Hang zur gerasterten Gesellschaft ist vielmehr dem Wissen geschuldet, dass durch das globalisierungsbedingte Verschwinden von Mittelschichten die innenpolitischen Konflikte, die Kämpfe „ganz unten“ gegen „ganz oben“, auch bei uns zunehmen werden, was in den Augen von Ordnungsmächten allemal Grund genug ist, über Bundeswehreinätze im Innern nachzudenken und die Privatsphäre eines Menschen zur Staatssache zu machen.

Dieser Staat weiß alles über mich, meine Vorlieben und meine Krankheiten, meine Triumphe und meine Pleiten, wo ich gehe und stehe, sind seine Kameras, und ich, sein Bürger auf dieser Seite des medialen Schleiers, weiß immer weniger über ihn. Zur Freiheit eines Menschen gehört jedoch sein Geheimnis, ja, die Freiheit ist sein tiefinnerstes Geheimnis. Zur Freiheit eines Staatswesens dagegen gehört seine Transparenz, und die lässt sich immer weniger erkennen. Auf den ersten Blick frei, jede beliebige Taste zu drücken, bin ich am Ende, scheint's, doch immer mit dem Bundeskriminalamt verbunden.

Ist unserer Freiheit also schon die innere Wahrheit abhanden gekommen? Denn was geschieht eigentlich mit einem, der bis ins Kleinste, bis in sein Atemmuster oder die Pigmente seiner Iris hinein in Pixel umgewandelt und erkennungsdienstlich erfasst wird? Ist er, auch wenn er sich vorläufig bewegen kann, wohin er will, auch wenn er vorläufig sagen kann, was er denkt, noch frei? Oder handelt es sich bei all dem nicht schon um den Widerruf seiner Person, um ihre Verwandlung in die jederzeit einsehbare Ansammlung sicherheitsrelevanter Daten? Und sein subjektives Empfinden, sein Freiheitsgefühl, inwieweit ist es noch authentisch und nicht vielmehr ausgehöhlt von Interessen, die längst nicht mehr seine eigenen sind?

Man mag das als halbwegs mündiger Mensch kaum zugeben; es würde unser gegenwärtiges Leben irgendwo zwischen Selbstbetrug und Verblendung ansiedeln und uns auch privat zu den Loyalitäts-Monstern machen, die viele im Berufsalltag längst sein müssen. Immerhin ist sicher: Daten schreien nicht, Daten weinen nicht, Daten bluten nicht. Man kann sie beliebig verschieben, und irgendwann sind sie halt gelöscht. Die Leiter und Verwaltungsangestellten von Konzentrationslagern, auch von dem in

Weimars Nähe, nannten ihre Opfer bekanntlich nicht mehr Menschen oder Juden oder Häftlinge – sie machten sich die Ungeheuerlichkeit ihres Tuns erträglich und rückten die Barbarei ins Rationale oder auch Mathematische, indem sie von Einheiten sprachen, die zu beseitigen wären...

Da ist sie wieder, die kleine Knochenflöte. Man könnte jetzt einwenden, diese Bezüge seien doch arg an den Haaren herbeigezerrt, schließlich lebe man in einem zivilisierten Gemeinwesen mit bewährtem Grundgesetz, und außerdem wiederhole sich die Geschichte nicht. – Letzteres jedenfalls ist richtig, denn sie hat kein Ende. Und es ist gleichzeitig falsch, denn natürlich wiederholt sie sich immerzu im Schmerz derjenigen, die sie erleiden. Adenauers berühmter Satz „Wir haben die Wahl zwischen Sklaverei und Freiheit – wir wählen die Freiheit“ war in einem historischen Kontext gesagt, den es so nicht mehr gibt; dennoch verkörpert er eine geistige Haltung, die ihn letztlich zu kostbar macht, um als Inschrift im Marmorblock zu enden; man trage ihn besser als Wasserzeichen in der Seele. Man wird ihn brauchen für die Zeit, in der ein Mensch weniger wert ist als sein Fingerabdruck.

Denn die kündigt sich an, wenn Politiker und sogenannte Terrorismusexperten uns einreden, man müsse sich für ein Mehr an Sicherheit mit einem Weniger an Freiheit arrangieren. Einmal davon abgesehen, dass Freiheit keine intellektuelle Disziplin ist, über die zu verhandeln wäre, und dass zu einem Leben in Würde das Moment des Unvermuteten und der Unwägbarkeit gehört, ist diese Alternative nicht nur synthetisch, sie ist unsinnig: denn Freiheit ist Sicherheit. In einer vor lauter Kontrolle zwanghaften Welt muss man auf die terroristische Untat nicht lange warten; nur in einer freien, weder geistig noch körperlich einengenden Gesellschaft ist man halbwegs geschützt vor Zeitgenossen, die in ihrem Unglück fanatisch werden und sich und ihre Mitmenschen in die Luft sprengen wollen.

Mit dem Schreiben, um wieder auf den Anlass dieser Stunde zu kommen, ist es wie im alltäglichen Leben: Wenn man verzweifelt ist und nicht weiß, wie es weitergehen soll, ist der Schwung oft am größten. Und wenn man sich Pläne ausdenkt und Konzepte macht, also auf Nummer Sicher geht, ergibt das in der Regel ganz solide Texte; aber der Eros ist woanders. Literatur heute lässt sich in ihrer Wirkung kaum noch unterschätzen; Auszeichnungen helfen da wenig, und das Gefuchtel in den Feuilletons rührt den Staub in den Buchhandlungen nicht auf. Und doch ist und

bleibt die Poesie eine unserer besten Möglichkeiten; sie kann uns das Empfinden schärfen dafür, dass jede Realität bloß ein Notbehelf des Wunderbaren ist, ein Provisorium der Freiheit, die sich hier auf Erden zwar nur am Grad der Unfreiheit messen lässt – deren absolute Existenz man aber höchstens zum Preis der seelischen Verkümmerng bezweifeln kann. Gerade weil jedes Werk, auch das vollkommenste, immer bloß Kunst ist und damit stets ein wenig zurückbleibt hinter unserer Sehnsucht, macht es diese absolute Freiheit deutlich und öffnet uns die Augen dafür, dass es Unsicherheit letztlich nicht gibt.

Ach Gott, ich fürchte, nun habe ich doch eine kleine Rede gehalten... Dabei wollte ich Ihnen nur von Tante Elsbeth erzählen: von ihren groß gepunkteten Kleidern zum Beispiel, von den Tütensuppen mit gerösteten Brotwürfeln, die sie für Konrad Adenauer kochte, von der Nähmaschine und den Aktien, die er ihr zur Hochzeit mit einem seiner Wachmänner schenkte – und natürlich von den Jerry-Cotton-Romanen, die er in die Küche legte, wenn er sie ausgelesen hatte. Sie kaufte dann Nachschub, und ich weiß übrigens nicht, wie sehr er sich von den Texten inspirieren ließ. Wahrscheinlich dienten sie ihm nur dazu, auf andere Gedanken zu kommen und schneller einzuschlafen, denn schließlich ähnelte sich alles immer ein bisschen: Schüsse aus dem Hinterhalt, dunkelgrüner Jaguar, winkende Blondine. Sogar für mich als Zehnjährigen wurden die Geschichten schnell langweilig. – Interessanter fand ich da schon die blass gedruckten, oft kaum mehr als briefmarkengroßen Annoncen auf der letzten Seite des Heftes. Da wurde für obskure Dinge geworben: für Potenzmittel aus spanischen Fliegen, für Suspensorien, Spezialmieder für beeindruckendere Büsten oder Brillen, mit denen man angeblich durch Frauenkleider sehen konnte. Und in einer dieser Anzeigen stand dann der Satz, der mich vermutlich zur Literatur brachte; ein weiser Satz, wie mir heute scheinen will, in dem entfernt auch die Balance zwischen Freiheit und Sicherheit anklingt; es war eine Warnung vor zu viel Gewicht, eine Werbung für ein Schlankheitsmittel mit angeblich blitzschneller Wirkung, die da lautete: „Das ist das Schicksal aller Dicken: sie fallen um beim Blumenpflücken.“

Ein Satz, der mich damals für immer elektrisierte. Wenn man so etwas Zaubenhaftes mit Sprache machen kann, dachte ich, dann will ich Schriftsteller werden, und ich nehme einmal an, es würde Konrad Adenauer, dessen regloses Indianergesicht ich als Kind immer ein bisschen einschüchternd fand, bis mir auffiel, dass er mit den Augenwinkeln lächeln

konnte – ich nehme an, es würde ihn freuen zu hören, dass ich genau genommen über ein Jerry-Cotton-Heft zu einem Literaturpreis kam, der seinen Namen trägt ... Dafür danke ich der Stiftung; und danke auch der Jury und Ihnen, lieber Matthias Hartmann und Thomas Oberender. Ich hoffe, der Preis wird mir helfen, mir und meiner Arbeit treu zu bleiben.

Erstabdruck in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, 27. Juni 2008.

VERLEIHUNG DES LITERATURPREISES DER
KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG E.V. AN RALF ROTHMANN

Musikgymnasium Schloss Belvedere, Weimar
18. Mai 2008, 11.00 Uhr

PROGRAMM

WOLFGANG AMADEUS MOZART (1756-1791):

Quintett in Es-Dur für Horn, Violine, zwei Violen und Bass,
KV 407, 1. Satz, Allegro

*Peter Müseler: Horn; Ute Klemm: Violine; Johanna Weise
und Wolf Attula: Viola; Valentin Preuß: Violoncello
(Musikgymnasium Schloss Belvedere)*

BEGRÜSSUNG

Prof. Dr. Bernhard Vogel
Ministerpräsident a.D.
Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung

ANSPRACHE

Dieter Althaus MdL
Ministerpräsident des Freistaates Thüringen

„WER FLÜSTERT, LÜGT.“

LAUDATIONES AUF RALF ROTHMANN

Matthias Hartmann
Künstlerischer Direktor am Schauspielhaus Zürich

Dr. Thomas Oberender
Leiter des Schauspiels der Salzburger Festspiele

PREISVERLEIHUNG

Prof. Dr. Bernhard Vogel

„KLEINE KNOCHENFLÖTE“
DANKREDE

Ralf Rothmann

GEORGES ENESCO (1881-1955):

Konzertstück für Viola und Klavier
Wolf Attula: Viola; Andreas Maaß: Klavier
(Musikgymnasium Belvedere)

BILDICHE IMPRESSIONEN



Prof. Dr. Norbert Lammert, Präsident des Deutschen Bundestages und stellv. Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung, im Gespräch mit deren Vorsitzendem, Ministerpräsident a.D. Prof. Dr. Bernhard Vogel.



Der Preisträger Ralf Rothmann (4. v.r.), die Laudatoren Matthias Hartmann (1. v.l.) und Dr. Thomas Oberender (5. v.l.), Prof. Dr. Bernhard Vogel (3. v.r.) und die Juroren Ijoma Mangold, Prof. Dr. Gerhard Lauer, Ministerin Christine Lieberknecht, Prof. Dr. Birgit Lermen und Dr. Sebastian Kleinschmidt.



Dieter Althaus, Ministerpräsident des Freistaates Thüringen, bei seiner Ansprache.



Ralf Rothmann bei seiner Dankrede.



Übergabe der Urkunde an Ralf Rothmann durch Prof. Dr. Bernhard Vogel, links die Juryvorsitzende Prof. Dr. Birgit Lermen.



In der ersten Reihe (v.l.): Prof. Dr. Norbert Lammert MdB, Dieter Althaus MdL, Ralf Rothmann, Prof. Dr. Bernhard Vogel, Prof. Dr. Birgit Lermen, Matthias Hartmann, Dr. Thomas Oberender und Dr. Bettina Oberender, Dr. Sebastian Kleinschmidt, Esther Lauer und Prof. Dr. Gerhard Lauer, Ijoma Mangold.

DIE KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG

verleiht

RALF ROTHMANN

in Anerkennung
seines bisherigen erzählerischen Werkes

DEN
LITERATURPREIS
DER
KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG
2008

Sankt Augustin, im Mai 2008

PROF. DR. PHIL. BERNHARD VOGEL
MINISTERPRÄSIDENT A.D.
VORSITZENDER DER
KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG

UNIV.-PROF. DR. PHIL. BIRGIT LERMEN
VORSITZENDE DER JURY

Ralf Rothmann überzeugt durch sein kompositorisches Talent, sein stilistisches und ästhetisches Vergnügen an Dialog und Milieuschilderung, seine hohe erzählerische Empathie für soziale Lebenswelten, vor allem in den Romanen über das Ruhrgebiet (*Stier, Wäldernacht, Milch und Kohle, Junges Licht*, 1991-2004) und in seiner Berlin-Prosa (zuletzt in dem Roman *Hitze*, 2003, und in dem Erzählungsband *Rehe am Meer*, 2006), sowie durch seine autobiographisch getönte Sensibilität für Themen unserer Zeit: Familie und Autorität, Freiheit und Verantwortung, Interkulturalität, religiöse Grundorientierung. Aus Ralf Rothmanns Werken spricht die Erfahrung, dass „Kultur den Alltag humanisiert“ und dass die Literatur insbesondere heranwachsenden Menschen helfen kann, die „Fragen an das Leben etwas genauer zu stellen.“

ZEITTAFFEL

Ralf Rothmann

- 1953: Am 10. Mai in Schleswig geboren und aufgewachsen im Ruhrgebiet in der Umgebung von Bochum und Oberhausen. Nach der Volksschule und einem kurzen Besuch der Handelsschule zunächst Lehre als Maurer, dann Arbeit als Fahrer, Koch, Drucker und als Krankenpfleger.
- 1976: Umzug nach Berlin, wo er seitdem lebt (seit 2002 in Friedrichshagen).
- 1984: Der Lyrikband *Kratzer* (1987 als st 1824 in erweiterter Fassung unter dem Titel *Kratzer und andere Gedichte*) erscheint – wie alle folgenden Werke beim Suhrkamp Verlag.
- 1986: Märkischer Kulturpreis für das Debütwerk. Im gleichen Jahr erscheint die Erzählung *Messers Schneide* (1989 als suhrkamp taschenbuch 1633).
- 1988: *Der Windfisch*, die zweite Erzählung, erscheint (Neuaufgabe 1994).
- 1989: Förderpreis des Bundesverbandes der Industrie.
- 1991: Mit dem Roman *Stier* (1993 als st 2255) eröffnet Rothmann die sogenannte Ruhrgebiets-Tetralogie. Das Werk erscheint 2003 als Band der Bibliothek Suhrkamp.
- 1992: Mit dem vom Literaturhaus Hamburg vergebenen Mara Cassens-Preis wird der Debütroman ausgezeichnet.
- 1992/93: Stadtschreiber von Bergen-Enkheim.
- 1994: Der zweite Ruhrgebiets-Roman *Wäldernacht* erscheint (1996 als st 2582).
- 1996: Literaturpreis Ruhrgebiet.
- 1997: Das Schauspiel *Berlin Blues* wird gedruckt.
- 1998: Der Roman *Flieh, mein Freund!* erscheint (2000 als st 3112). Berlin als europäische Metropole wird zum zweiten Epizentrum seiner Werke.
- 1999/2000: Gastprofessur als „poet in residence“ an der Universität Essen. „Writer in residence“ am Oberlin-College in Ohio (1994) und an der New York University (1998).
- 2000: Der Lyrikband *Gebet in Ruinen* erscheint (Suhrkamp). Mit dem Roman *Milch und Kohle* wird die „Ruhrgebiets-Tetralogie“ fortgesetzt (2001 als st 3301, 2008 in der Bibliothek Suhrkamp).
- 2001: Die Erzählungen *Ein Winter unter Hirschen* erscheinen (2003 als st 3524). Hermann-Lenz-Preis.
- 2002: Kranichsteiner Literaturpreis.
- 2003: *Hitze*, ein weiterer Berlin-Roman, erscheint (2005 als st 3672). Evangelischer Buchpreis.
- 2004: Der Roman *Junges Licht*, der Abschluss der Ruhrgebiets-Tetralogie, erscheint (2006 als st 3754). Wilhelm-Raabe-Literaturpreis und Rheingau Literatur Preis. Die Verleihung des Raabe-Literaturpreises wird in dem von Hubert Winkels herausgegebenen Band *Ralf Rothmann trifft Wilhelm Raabe* (Wallstein Verlag, 2005) dokumentiert.
- 2005: Verleihung des Heinrich-Böll-Preises in Köln.
- 2006: Die Erzählungen *Rehe am Meer* erscheinen (2008 als st 3391). Der alle vier Jahre vergebene Max-Frisch-Preis wird Ralf Rothmann in Zürich verliehen. Die Dankrede *Vollkommene Stille* erscheint mit der Laudatio von Ursula März als Sonderdruck in der edition suhrkamp.
- 2007: Der Erik-Reger-Preis der Zukunftsinitiative Rheinland-Pfalz würdigt Ralf Rothmanns herausragende Arbeiten zum Thema moderner Lebens- und Arbeitswelten.
- 2008: Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung in Weimar.

AUTOREN

Dieter Althaus MdL

Geboren 1958 in Heiligenstadt. 1983-1989 Lehrer an der Polytechnischen Oberschule Geismar, seit 1987 stellvertretender Direktor. Jan.-Okt. 1990 Kreisschulrat, Mai-Okt. 1990 Dezernent für Schule, Jugend, Kultur und Sport im Landkreis Heiligenstadt. Seit 1990 Mitglied des Thüringer Landtages. 1992-1999 Thüringer Kultusminister. 1993-2000 Stellvertretender Landesvorsitzender der CDU Thüringen. 1999-2003 Vorsitzender der CDU-Fraktion im Thüringer Landtag. Seit 2000 Mitglied im CDU-Bundesvorstand, seit Nov. 2000 Landesvorsitzender der CDU Thüringen, stv. Vorsitzender der Grundsatzprogrammkommission der CDU. Seit dem 5. Juni 2003 Ministerpräsident des Freistaates Thüringen. 2003/2004 Bundesratspräsident, seit 2006 Mitglied im CDU-Bundespräsidium.

Prof. Dr. Bernhard Vogel

Geboren 1932 in Göttingen. Promotion 1960. Prof. e.h. Dr. h.c. der Catholic University of America, Washington D.C., Dr. h.c. der Katholischen Universität Lublin, Dr. h.c. der Deutschen Hochschule für Verwaltungswissenschaften, Speyer. 1997 Medaille der Jagiellonen-Universität Krakau zum 600. Jahrestag der Erneuerung der Krakauer Akademie – für besondere Verdienste um die deutsch-polnischen Beziehungen.

1965-1967 Mitglied des Deutschen Bundestages. 1967-1976 Kultusminister und 1976-1988 Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz. 1972-1976 Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Seit 1975 Mitglied des Bundesvorstandes der CDU. 1976/77 und 1987/88 Präsident des Bundesrates, 1979-1992 Vorsitzender, seit 1992 stv. Vorsitzender des Verwaltungsrates des Zweiten Deutschen Fernsehens. 1979-1982 Bevollmächtigter der Bundesrepublik Deutschland für kulturelle Angelegenheiten im Rahmen des Vertrags über die deutsch-französische Zusammenarbeit. 1989-1995 und seit 2001 Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung. 1992-2003 Ministerpräsident des Freistaates Thüringen, 1994-2004 Mitglied des Thüringer Landtags.

Publikationen u.a.: *Die Unabhängigen in den Kommunalwahlen westdeutscher Länder* (Diss., 1960), *Wahlen und Wahlsysteme* (1961), *Die Wahl der Parlamente und anderer Staatsorgane – ein Handbuch* (Hrsg. mit D. Sternberger, 1969-1978), *Neue Bildungspolitik. Plädoyer für ein realistisches Konzept* (Hrsg. 1975), *Wie wir leben wollen – Grundsätze einer Politik für morgen* (1986), *Normative und institutionelle Ordnungsprobleme des modernen Staates* (Mithrsg. 1990), *Zwischen Aussaat und Ernte. Reden im wiedervereinigten Deutschland* (1998), *Sorge tragen für die Zukunft. Reden 1998-2002* (2002), *Religion und Politik* (Hrsg. 2003), *Die Zukunft der UNO und des Völkerrechts* (Mithrsg. 2004), *Heutige Prioritäten einer Politik aus christlicher Verantwortung* (2004), *Europa – vereint oder entzweit? Die Rolle der katholischen Kirche im Prozeß der europäischen Integration* (Mithrsg. 2004), *Grenzen der Gesundheit* (Mithrsg. 2004), *Globalisierung. Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität* (2005, in engl. Übersetzung 2005), *Im Zentrum: Menschenwürde. Politisches Handeln aus christlicher Verantwortung. Christliche Ethik als Orientierungshilfe* (Hrsg. 2006, Übersetzung ins Ungarische und in die baltischen Sprachen 2007, ins Spanische 2006, ins Englische 2007), *Solidarische Leistungsgesellschaft. Eine Alternative zu Wohlfahrtsstaat und Ellbogengesellschaft* (Mithrsg. 2006), *Deutschland aus der Vogelperspektive. Eine kleine Geschichte der Bundesrepublik* (mit Hans-Jochen Vogel, 2007). Herausgeber der Zeitschrift *Civitas. Jahrbuch für Sozialwissenschaften* (1962-1979) und der Zeitschrift *Die Politische Meinung*. Zahlreiche Beiträge über Bildungspolitik, Medienpolitik, Grundwertediskussion, Christentum und Politik.

Matthias Hartmann

Geboren 1963 in Osnabrück. Nach kaufmännischer Ausbildung zweijährige Regieassistentz am Berliner Schillertheater. Erste eigene Inszenierung 1989 in Kiel. Als leitender Regisseur drei Jahre am Niedersächsischen Staatstheater Hannover. Seine *Emilia Galotti* wird 1992 zum Berliner Theatertreffen eingeladen. 1993-1999 leitender Regisseur am Bayerischen Staatsschauspiel in München, dazu kontinuierliche Inszenierungen am Schauspielhaus Hamburg sowie am Wiener Burgtheater. Am Schauspielhaus Zürich u.a. Uraufführung von Botho Strauß' *Kuss des Vergessens*. Diese Arbeit wird zum Berliner Theatertreffen 1999 eingeladen und zur „Inszenierung des Jahres“ gewählt.

2000-2005 Intendant des Schauspielhauses Bochum. Dort Inszenierungen u.a. von Samuel Becketts *Warten auf Godot*, der Uraufführungen von Botho Strauß' *Der Narr und seine Frau heute Abend in Pancomedia*, 1979 von Christian Kracht, Tschschow Iwanow und Molières *Der Menschenfeind*.

Seit Sommer 2005 Künstlerischer Direktor am Schauspielhaus Zürich. Dort u.a. Uraufführung von Botho Strauß' *Nach der Liebe beginnt ihre Geschichte* und Inszenierung von Molières *Tartuffe*. Weitere Uraufführungen namhafter Autoren wie Jon Fosse, Justine del Corte und Inszenierungen von Opern, u.a. an der Staatsoper Wien, an der Opéra National de Paris / Opéra Bastille und zuletzt am Opernhaus Zürich *Carmen* von Georges Bizet (Mai 2008).

Matthias Hartmann ist designierter Direktor des Wiener Burgtheaters mit Beginn der Spielzeit 2009/2010.

Dr. Thomas Oberender

Geboren 1966 in Jena. Nach Berufsausbildung und Abitur in Weimar 1988-1993 Studium der Theaterwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin, parallel bis 1995 an der Hochschule der Künste Berlin im Studiengang „Szenisches Schreiben“. Promotion an der HU Berlin 1999 mit einer Arbeit über Botho Strauß. Danach freiberuflich als Dramatiker, Kritiker, Essayist und Publizist tätig, u.a. für den *Berliner Tagesspiegel*, *Die Zeit*, *Frankfurter Rundschau*, *NZZ* und verschiedene Hörfunksender. 1997, während der Hochkonjunktur der neuen britischen Dramatik, Mitbegründer und Namensgeber der Berliner Autorenvereinigung „Theater Neuen Typs. TNT“, die neue deutsche Stücke am Renaissance Theater Berlin vorstellte, darunter erste Texte von Moritz Rinke, Lutz Hübner und Theresia Walser.

Seit 1998 Lehraufträge in Dramentheorie und Theatergeschichte, u.a. an der HdK Berlin, an der Ruhr-Universität Bochum und am Mozarteum Salzburg. 1999 mit Matthias Hartmann leitender Dramaturg und Mitglied der Direktion an das Schauspielhaus Bochum. Nach den Anschlägen des 11. September 2001 in Zusammenarbeit mit der Ruhr-Universität Organisation des vierjährigen Vortragszyklus „Über die Zukunft des Politischen“. 2004 engagierte ihn der Intendant der Ruhrtriennale Gérard Mortier für die Entwicklung einer eigenen Literaturreihe, eröffnet durch eine Lesung von Ralf Rothmann und Jeroen Willems, dem Hauptdarsteller aus Johan Simons Dramatisierung von Rothmanns Roman *Milch und*

Kohle. 2005 Wechsel als Co-Direktor – mit Matthias Hartmann – an das Schauspielhaus Zürich, dort Dramaturg in Inszenierungen von Wilfried Minks, Matthias Hartmann, Christiane Pohle und Alvis Hermanis und Initiative zu der Vortragsreihe „Menschenbilder“. Seit Oktober 2006 Leiter des Schauspielprogramms der Salzburger Festspiele.

Auszeichnungen: Deutscher Jugendtheaterpreis für *Nachtschwärmer*, Preis der Frankfurter Autorenstiftung für *Steinwald's*.

Theaterstücke: Übersetzung/Bearbeitung von Joe Ortens *Entertaining Mr Sloane*, Tim Etchells *Quizoola!*, David Greig *Timeless* (Rowohlt Theaterverlag). Stücke im Verlag der Autoren: *Das kalte Herz*, *Steinwald's*, *Drei Tage im Mai*, *Nachtschwärmer*, *Engel und Dämonen*, *Selbstportraits*. *48 Details*, *Das Treffen / the other side* (mit Sebastian Orlac) *100 Fragen an Heiner Müller*. *Eine Séance* (mit Moritz von Uslar). Hrsg. von: *Gott gegen Geld*, *Krieg der Propheten*, *Kriegstheater* (Beiträge zur „Zukunft des Politischen“, 3 Bde.); *Der Gebärdensammler* und *Unüberwindliche Nähe* (Texte zu Botho Strauss).

JUROREN

Ijoma Alexander Mangold

Geboren 1971 in Heidelberg. Studium der Literaturwissenschaft und der Philosophie an den Universitäten München (LMU), Berlin (HU) und Bologna. Redakteur bei der *Berliner Zeitung* (2000-2001). Seit 2001 Literaturredakteur der *Süddeutschen Zeitung* (seit 2007 in deren Berliner Redaktion). Juror beim Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt (seit 2007). Mitglied der Jury des Deutschen Buchpreises (2007) und des Candide-Preises (seit 2006). Berliner Preis für Literaturkritik (2007). Zahlreiche Aufsätze und Rezensionen, vor allem zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.

Dr. Sebastian Kleinschmidt

Geboren 1948 in Schwerin. Herausgeber und Essayist. Seit 1991 Chefredakteur der Zeitschrift *Sinn und Form* (Berlin).

Publikationen u.a.: *Walter Benjamin. Allegorien kultureller Erfahrung. Ausgewählte Schriften 1920-1940* (Hrsg., 1984), *Georg Lukács. Über die Vernunft in der Kultur. Ausgewählte Schriften 1909-1969* (Hrsg., 1985), *Denk ich an Deutschland ... Stimmen der Befremdung* (Mithrsg., 1993), *Stimme und Spiegel. Fünf Jahrzehnte „Sinn und Form“* (Hrsg., 1998), *Gerhard Nebel: Schmerz des Vermissens* (Nachwort, 2000), *Pathosallergie und Ironiekonjunktur* (2001), *Gegenüberglück* (Essays, 2008), *Requiem für einen Hund* (mit Daniel Kehlmann, 2008).

Christine Lieberknecht MdL

Geboren 1958 in Weimar. 1982 erstes, 1984 zweites theologisches Examen. 1984-1990 Pastorin im Kirchenkreis Weimar. Seit 1991 Mitglied des Thüringer Landtags. 1990-1992 Thüringer Kultusministerin, 1992-1994 Thüringer Ministerin für Bundes- und Europaangelegenheiten, 1994-1999 Thüringer Ministerin für Bundesangelegenheiten in der Staatskanzlei Erfurt. 1999-2004 Präsidentin des Thüringer Landtags. Seit 5. Juli 2004 Vorsitzende der CDU-Fraktion im Thüringer Landtag. Seit Mai 2008 Thüringer Ministerin für Soziales, Familie und Gesundheit.

Mitglied des Vorstands der Konrad-Adenauer-Stiftung, der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), der Kammer für öffentliche Verantwortung der Evangelischen Kirche in Deutschland. Stv. Bundesvorsitzende des Evangelischen Arbeitskreises der CDU/CSU. Ehrenvorsitzende der Europäischen Bewegung Thüringens e.V., Korrespondierendes Mitglied des Collegiums Europaeum Jenense, Vorsitzende des Kuratoriums Schloss Ettersburg e.V., Vorsitzende des Kuratoriums Deutsche Einheit e.V. u.a. Vgl. www.christine-lieberknecht.de und www.thl-cdu.de

Prof. Dr. Gerhard Lauer

Geboren 1962 in Karlsruhe. M.A. 1989. Promotion 1992. Habilitation 2000 an der Universität München. Forschungsaufenthalte an der Princeton University (1990), am Oxford Center for Postgraduate Hebrew Studies (1991) und an der Hebräischen Universität Jerusalem (1996). Seit 2002 Inhaber des Lehrstuhls für Deutsche Philologie an der Universität Göttingen, 2007 Direktor des Instituts. Gründungsdirektor des Göttinger Zentrums für Theorie und Methodik der Kulturwissenschaften (2005), Teilnehmer der Graduiertenkollegs „Generationengeschichte“ und „Wertung und Kanon“ sowie der Max Planck Research School „Werte und Wertewandel in Mittelalter und Neuzeit“.

Habilitationspreis der Universität München (2002).

Publikationen u.a.: *Die verspätete Revolution. Erich von Kahler. Wissenschaftsgeschichte zwischen konservativer Revolution und Exil* (1995), *Bildung und Konfession. Politik, Religion und literarische Identitätsbildung im 19. Jahrhunderts* (Mithrsg. 1996), *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs* (Mithrsg. 1999), *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie* (Mithrsg. 2000), *Texte zur Theorie der Autorschaft* (Mithrsg. 2000), *Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte* (Mithrsg. 2003), *Exile, Science, and Bildung: The Contested Legacies of German Emigre Intellectuals* (Mithrsg. 2005), *Wissenschaft und Universität. Selbstportrait einer Generation* (Mithrsg. 2005), *Die Rückseite der Haskala. Geschichte einer kleinen Aufklärung (1650-1770)* (2008), *Grundkurs Literaturgeschichte* (2008), *Das Erdbeben von Lissabon und der Katastrophendiskurs im 18. Jahrhundert* (Mithrsg. 2008). Zahlreiche Aufsätze zur Literaturgeschichte des 17. Jh. bis zur Gegenwart, zu Grundbegriffen der Literaturtheorie, zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik.

Prof. Dr. Birgit Lermen

Geboren 1935 in St. Wendel. Professor em. für Neuere Deutsche Literatur an der Universität zu Köln. Vorsitzende der Jury zur Vergabe des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung (seit 1993). Mitglied der Heinrich-Heine-Preis-Jury. Mitglied der Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt. Auszeichnung mit dem Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kultur I. Klasse.

Publikationen u.a.: *Moderne Legendendichtung* (1968), *Das traditionelle und das neue Hörspiel im Deutschunterricht* (1975), *Lyrik aus der DDR* (1987); *Lebensspuren Bd. 1: Hilde Domin - „Hand in Hand mit der Sprache“* und *Bd. 2: Nelly Sachs - „an letzter Atemspitze des Lebens“* (beide mit Michael Braun, 1997 und 1998), *Stefan Andres - Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts* (Mithrsg. 1999), *„Hinauf und Zurück / in die herzliche Zukunft“*. *Deutsch-jüdische Literatur im 20. Jahrhundert. Festschrift für Birgit Lermen* (Hrsg. von Michael Braun u.a., 2000), *Thomas Mann: Deutscher, Europäer, Weltbürger* (Mithrsg. 2003), *Begegnung mit dem Nachbarn (I.): Aspekte österreichischer Gegenwartsliteratur* (Mithrsg. 2003), *Brücke zu einem vereinten Europa: Literatur, Werte und Europäische Identität* (Mithrsg., 2003), *Begegnung mit dem Nachbarn (II.): Niederländische Gegenwartsliteratur* (Mithrsg. 2003), *In Gottes Namen? Zur kulturellen und politischen Debatte um Religion und Gewalt* (Mithrsg. 2004), *Begegnung mit dem Nachbarn (III. und IV.): Französische Gegenwartsliteratur und Schweizer Gegenwartsliteratur* (Mithrsg. 2004 und 2006), *Europa im Wandel: Literatur, Werte und Europäische Identität* (Mithrsg. 2004 und 2006), *Interpretationen. Gedichte von Else Lasker-Schüler* (Mithrsg., erscheint 2009). Zahlreiche Aufsätze zur deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.

DOKUMENTATIONEN DER LITERATURPREISE 1993-2007

- Literaturpreis 1993: Sarah Kirsch
- Literaturpreis 1994: Walter Kempowski († 2007)
- Literaturpreis 1995: Hilde Domin († 2006)
- Literaturpreis 1996: Günter de Bruyn
- Literaturpreis 1997: Thomas Hürlimann
- Literaturpreis 1998: Hartmut Lange
- Literaturpreis 1999: Burkhard Spinnen
- Literaturpreis 2000: Louis Begley
- Literaturpreis 2001: Norbert Gstrein
- Literaturpreis 2002: Adam Zagajewski
- Literaturpreis 2003: Patrick Roth
- Literaturpreis 2004: Herta Müller
- Literaturpreis 2005: Wulf Kirsten
- Literaturpreis 2006: Daniel Kehlmann
- Literaturpreis 2007: Petra Morsbach